

4. THEOLOGISCHE BEWERTUNG

4.1 Kein dogmatischer Graben!

Zu den „umstrittenen“ exegetischen Arbeiten von Silvia Schroer

Von Marie-Theres Wacker

In der vor nunmehr zehn Jahren, am 21. September 1981 herausgegebenen Verlautbarung der katholischen deutschen Bischöfe „Zu Fragen der Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft“ heißt es (III.1.3): *„Frauen begegnen vielfach Vorurteilen ... Sie werden oft nicht anerkannt, einfach, weil sie Frauen sind. Häufig wird ihnen selbständiges, verantwortliches Arbeiten nicht zugetraut, so daß sie von den in der Regel leitenden Männern abhängig bleiben und ihnen leitende Aufgaben selten übertragen werden. Vielfach ist im kirchlichen Dienst die Zusammenarbeit zwischen verantwortlichen Männern und Frauen von verschiedenen Formen der Unsicherheit im Verhalten zueinander bestimmt, das sich in Abgrenzungen und in gewissen Vorurteilen äußert. All dies ist im letzten ein Zeichen für Mangel an Zutrauen und Vertrauen. Es behindert die Freiheit im Verhalten zueinander und verhindert Partnerschaft. Diese aber kann nur gelernt werden, wenn man geduldig aufeinander hört, wenn Bedingungen für ein offenes Gespräch miteinander geschaffen werden und die grundsätzliche Verwiesenheit aufeinander akzeptiert wird“.*

Dementsprechend soll im folgenden versucht werden, „geduldig“ den Argumentationen der im Auftrag von Bischof Kasper verfaßten „Rottenburger Erklärung“ (Autor H. Bour) zu folgen, die die Nichterteilung des Nihil obstat an die Privatdozentin Dr. Silvia Schroer begründen will. Vorweg sei gestanden, daß solche Geduld nicht leicht fällt, sind doch die bisherigen Kommunikationsversuche allzu deutlich von Vorurteilen und Mißtrauen geprägt. „Bedingungen für ein offenes Gespräch miteinander“ zu schaffen ist nun vor allem Sache des Bischofs, der zu den „leitenden Männern“ der Kirche gehört, von denen Frauen abhängig sind.

Die folgenden Überlegungen, die im übrigen davon ausgehen, daß der bestehende Dissens wissenschaftliches Werk und kirchliches Engagement von Silvia Schroer in keiner Weise schmälern können, möchten dazu beitragen, den Gegenstand der Auseinandersetzung genauer zu fassen, um auf diese Weise ein offenes Gespräch zu erleichtern.

I. Theologisch-dogmatische Aspekte

Die bischöflichen Einwendungen lehrhafter Art richten sich, so verlautete in den ersten Tagen nach Bekanntwerden der Verweigerung des Nihil obstat, auf Fragen der Gotteslehre, der Ekklesiologie und Mariologie. Sie werden in der Rottenburger Erklä-

rung näherhin an verschiedenen Publikationen von Silvia Schroer festgemacht.

1. Für die Mariologie verweist die Erklärung auf die beiden Schlußsätze des in mehreren Kirchenzeitungen erschienenen Artikels „Ein gewagtes Unternehmen“, einer Interpretation zur Bedeutung der Frauengestalten im Stammbaum Jesu nach Mt 1. Diese Schlußsätze stellen „himmlische“ und biblisch-irdische Maria einander gegenüber. Sie machen darauf aufmerksam, daß nicht nur die strahlenden Retter- und Heldenmütter der hebräischen Bibel zur Traditionsgeschichte Mariens gehören, sondern auch Frauen, mit denen sich Christen und Christinnen zumeist schwerer tun, weil sie bestimmte überkommene Moralvorstellungen in Frage zu stellen scheinen. Als Belege für einen Angriff Silvia Schroers auf die katholische Glaubenslehre über Maria, die Mutter Jesu, sind diese Sätze allerdings nur dann geeignet, wenn sie, wie es die Erklärung tut, aus ihrem Kontext gerissen werden, der dann zudem nur äußerst tendenziös referiert wird (wieso gehören Ruth oder Tamar zu den „Dirnen und Ehebrecherinnen“? Und warum wird gegen den Wortlaut der Bibel einseitig Batscheba und nicht David als dem Initiator Ehebruch zur Last gelegt?). Dieses Verfahren läuft darauf hinaus, einen Sachverhalt zunächst selber zu verzerren, um ihn dann als Verzerrung ausgeben zu können.

Demgegenüber ist festzuhalten: die beiden Schlußsätze von Silvia Schroer erinnern im Sinne des ganzen Artikels an die „ärgerliche Konkretheit“ (Walter Kasper) der Menschwerdung Christi und können im Blick auf ihren kritischen Gehalt „schlimmstenfalls“ verstanden werden als biblisch fundierte Korrektur einer in bestimmten katholischen Kreisen bis nahe an eine Vergöttlichung Mariens heranreichende Verehrung und Frömmigkeit.

2. Für ihre Bedenken bezüglich der Ekklesiologie zieht die Rottenburger Erklärung zwei Äußerungen aus einem Statement heran, das Silvia Schroer auf einer Podiumsdiskussion vorgetragen hat und das in der schweizerischen Zeitschrift „Aufbruch. Forum für eine offene Kirche“ (Nr. 12, September 1990) abgedruckt wurde. Anstoß erregt zum einen, daß sie hier den Ausschluß der Frauen vom priesterlichen Amt als unendliche Schädigung der Sache Jesu bezeichnet und damit zum entscheidenden Kriterium für die Nicht-Übereinstimmung der Kirche mit dem Willen ihres Herrn erhebt, und zum anderen, daß sie vom Verzicht auf „jegliche Hierarchie“ spricht und die Kirche auffordert, „ihre neue Heimat nicht in Rom“, sondern „an den Enden der Erde“ zu suchen.

Auch unter den deutschen Bischöfen dürfte weitgehend Einigkeit darüber bestehen, daß es keine letztlich zwingenden, aus dem Bekenntnis der Kirche unmittelbar folgenden Gründe gibt, Frauen noch länger vom Priesteramt fernzuhalten. Einmütig wird seit „Inter insigniores“ (der römischen Erklärung von 1976 gegen die Zulassung der Frau zum Priesteramt) zur Begründung denn auch auf die Tradition als Hauptargument verwiesen. Sicher kann es nicht darum gehen, dieses Argument leichthin beiseite zu schieben. Zu bedauern und zu kritisieren ist jedoch, daß angesichts der Berufung auf eine solche, beinahe absolut gesetzte Tradition das Studium der Schrift, „die Seele der Theologie“ (Zweite Vaticanum), in dieser Frage überflüssig geworden zu sein scheint - zum Schaden des katholischen Prinzips, demgemäß auch die Tradition unter dem Wort Gottes steht, so daß es der Theologie und dem Lehramt aufgetragen ist, beständig zu fragen, wie Tradition und Leben der Kirche schriftgemäßer werden können. Gerade angesichts des lautlosen Auszugs von Frauen aus der Kirche dürfte die zugestandenermaßen provokante Rede von der unendlichen Schädigung der Sache Jesu ein gewisses Recht beanspruchen dürfen. Es ist nämlich einfach nicht zu leugnen, daß die Nicht-Zulassung von Frauen zum Priesteramt vielen Frauen die „Sache“ Jesu, die in ihm Person gewordene Menschenfreundlichkeit Gottes, faktisch verdunkelt. Gilt darum nicht gerade hier die Feststellung aus der eingangs genannten Erklärung der deutschen Bischöfe, derzufolge „alle noch vorhandenen, sich fälschlich auf die Verschiedenheit stützenden Diskriminierungen und Rechtsungleichheiten der Frau in Kirche und Gesellschaft überwunden werden (müssen)“ (II.2 Ende)?

Die Aufforderung zum Verzicht auf „jegliche Hierarchie“ sollte zunächst einmal („geduldig“!) gehört und abgewogen werden als (prophetische) Kritik insbesondere von Frauen, denen von der Kirche das Dienen als ihrem Wesen entsprechend zugemutet wird, während sie den „Dienst“ des Amtes als „heilige Herrschaft“ über sich erleben müssen. Und ist der Blick auf die „Enden der Erde“ nicht angemessen in einer Kirche, deren blühende Zentren nicht mehr in Europa liegen, sondern in den jungen (und armen) Kirchen der Dritten Welt? Auf dem Hintergrund der Anerkennung solch berechtigter kritischer Fragen kann dann über Differenzierungen im Verständnis des kirchlichen Amtes in gemeinsamen Gesprächen weiter nachgedacht werden.

3. Im Bereich der Gotteslehre geht es der Rottenburger Erklärung letztlich und völlig zu Recht um die Wahrung des Anders-Seins Gottes. Wenn Silvia

Schroer, wie in der Erklärung festgehalten, formuliert: „...eine monotheistische Religion, in der Gott ein Mann ist“, dann ist eine solche Formulierung zunächst theologisch mißverständlich, gibt sie doch in ihrer sprachlichen Form nicht zu erkennen, daß sie sich der großen Tradition theologischer Erkenntnis- und Sprachkritik bewußt ist; ja, diese Formulierung setzt die Verfasserin selber dem Verdacht aus, daß sie dort, wo sie selbst weibliche Bilder des Göttlichen einführt, den analogen, das heißt die Wirklichkeit Gottes immer auch verstellenden Charakter ihrer Redeweise unterschlägt. Dazu jedoch hat Silvia Schroer in ihrer Erwiderung Stellung genommen und betont, daß auch *ihr* Sprechen sich selbstverständlich am Analogieprinzip orientiert. Andererseits hält sie aber zu Recht fest, daß die gängige theologische Reflexion solche Sprach- und Erkenntniskritik oft gerade dort vermissen läßt, wo es um männliche Züge im Gottesbild geht. Die Kritik von Frauen an der männlichen Ausgestaltung traditioneller Gott-Rede, die wiederum gegen ein mündiges Christin-Sein von Frauen gekehrt wird, richtet sich nicht zuletzt auf diesen blinden Fleck der Theologie selbst.

Der zentrale Vorwurf der Rottenburger Erklärung allerdings lautet, Silvia Schroer wolle Gott selbst eine sinnliche und erotische Liebe zuschreiben und strebe auf diese Weise eine Veränderung des Gottesbildes an, die auf dem Boden des Neuen Testaments und der christlichen Lehre nicht mehr zu rechtfertigen sei. Festgemacht wird dieser Vorwurf an ihrem 1986 erschienenen Artikel „Die Weisheit, der Geist und die Taube“. Dieser Beitrag sucht zunächst religionsgeschichtlich nachzuweisen, daß das Taubensymbol in der von allen vier Evangelien überlieferten Perikope über die Taufe Jesu am Jordan von seiner altorientalischen Herkunft und zeitgenössisch-jüdischen Benutzung her mit erotischen Konnotationen versehen ist, erklärt sodann die Aufnahme dieses Symbols ins Neue Testament über die Vermittlung frühjüdischer Weisheitsspekulationen (Philo) und wertet schließlich diesen Befund theologisch aus, indem er einfordert, dieser Befund müsse für eine christliche Gottes-Rede als vergessene Tradition neu entdeckt werden, zumal er gerade Frauen viel bedeuten könne.

Das bischöfliche Unbehagen an diesem Artikel dürfte sich über den in der Erklärung implizit erhobenen Gnosis-Vorwurf gegenüber Silvia Schroer erschließen lassen, der allerdings seine Brauchbarkeit als analytische Kategorie zunehmend verliert, da er gegenwärtig eher die Vor-Verurteilung einer so gekennzeichneten Position anzeigt (und auch in der Rottenburger Erklärung nicht eigentlich expliziert

wird). Innerhalb ihres Artikels kommt Silvia Schroer selbst auf Gnosis dort zu sprechen, wo sie das Weiterwirken des erotisch konnotierten Taubenmotivs über die neutestamentlichen Schriften hinaus zu verfolgen sucht. Theologisch irritierend wirkt dabei in der Tat, daß sie die Zurückdrängung der Gnosis und mit ihr einer lebendigen Tradition weiblicher Gott-Rede bedauert, ohne auf die geistesgeschichtlichen Hintergründe gnostischen Denkens in ihrer Problematik für die Herausbildung der frühen Christologie und Gotteslehre hinzuweisen. Einer ohnehin mißtrauenden Lektüre kann sich so der Eindruck aufdrängen, als wolle Silvia Schroer für eine geradlinige Beerbung weiblicher Gottes-Bilder um einen hohen Preis plädieren: „Gnosis“ kann ja in aller Kürze mit den beiden Stichworten der Selbsterlösung des Menschen und der Verwischung der Differenz zwischen Gott/Göttlichem und Mensch/Menschlichem charakterisiert werden. Wenn dann noch „Erotik“ als Chiffre für Selbstfindung des Menschen im ihm gleichen Göttlichen oder umgekehrt, als Streben des Göttlichen nach dem ihm gleichen Menschlichen begriffen wird (darauf scheint das beharrliche Insistieren der Rottenburger Erklärung auf dem „Widerspruch“ in Silvia Schroers Bestimmung des platonischen Eros hinzudeuten), wird verständlich, worauf sich die lehramtlichen Einwendungen beziehen: sie sehen mit der Einführung erotischer Züge ins Gottesbild die christliche Lehre von Gott und Erlösung grundlegend gefährdet.

So erklärt sich meines Erachtens auch, warum Silvia Schroers Exegese zu Lk 7,36-50, die unter dem Titel „Die Liebe der Dirnen und die Liebe Gottes“ erschienen ist, in der Rottenburger Erklärung unter dem Stichwort „erotisches Gottesverständnis“ verhandelt wird. Diese Exegese stellt, systematisch formuliert, das Problem der Zuordnung von vergebender Gnade und Reue/Umkehr in den Mittelpunkt: nach der Interpretation von Silvia Schroer sei der Frau ja Vergebung zugesprochen worden, obwohl es ihr nicht möglich war, von ihrem Tun, Broterwerb durch Prostitution, abzulassen. Die Rottenburger Erklärung - die die Exegese Silvia Schroers durch Zitatmontage auf ein a-moralisches Plädoyer für freie Liebe reduziert - diagnostiziert in der Erotisierung der Rede von der Liebe Gottes offenbar die Suspension des Ethischen.

Sollte diese Rekonstruktion richtig sein, so erklärt sie das Ausmaß der Bedenken des Bischofs. Umso mehr hätte dann aber erwartet werden dürfen, daß von seiner Seite alles daran gesetzt wird, diesen Verdacht im geduldigen Dialog zu prüfen und der Verdächtigten umfassend Gelegenheit zu geben, sich

zu erklären. Jedenfalls läßt sich über das Gesagte hinaus zeigen, daß der Dissens zwischen Bischof und Theologin sich nicht auf eigentlich dogmatische Fragen bezieht, sondern eher methodisch-hermeneutischer Art ist und über individuelle Verantwortlichkeiten hinaus letztlich auf ungelöste Probleme gegenwärtiger Theologie überhaupt verweist.

II. Methodisch-hermeneutischer Dissens

1. Methodisch fällt zunächst auf, daß die Rottenburger Erklärung die inkriminierten Äußerungen Silvia Schroers zu zentrieren, das heißt auf ein zugrundeliegendes Konzept zu beziehen sucht. Dieses wird in ihrem „feministischen Ansatz“ gefunden, der erklären soll, wie es dazu kommt, daß sie „der katholischen Glaubenslehre zu nahetrete“. Der Nachweis dieses Ansatzes als Schlüsselkonzept wird allerdings nur über eine sprachlich unsorgfältige und inhaltlich irreführende Zitatencollage geführt: ein Halbsatz aus dem Vorwort ihrer Dissertation soll belegen, daß sie sich einer Art feministischer Exegese bediene, der erotische und bildhafte Religion ein Anliegen sei, und eine einleitende, nicht auf ihren eigenen Ansatz bezogene Bemerkung in einem Referat zu den Positionen des Göttinnen-Feminismus soll das Ausmaß ihrer problematischen Intentionen beweisen. Zudem emotionalisiert die Erklärung den inkriminierten Sachverhalt, indem sie den feministischen Ansatz als gefährlich („Sprengsatz“) vorführt, und sich die klischeehaften Assoziationen von Frau und Erotik zunutze zu machen scheint, um das Interesse an einem „erotischen Gottesverständnis“ gleichsam als Leitfaden der Veröffentlichungen von Silvia Schroer - und damit als Zentrum ihres feministischen Ansatzes - auszugeben.

Es braucht nicht bestritten zu werden, daß Silvia Schroer mit feministisch-theologischen Fragestellungen und Theoremen arbeitet und daß insbesondere ihre Studie zur „Tauben“ eine feministisch-theologische ist. Allerdings sind, darauf weist Silvia Schroer in ihrer Erwiderung hin, gerade ihre umfangreichsten wissenschaftlichen Publikationen (Dissertation und Habilitation) nicht mit feministischem Ansatz geschrieben. Diese Feststellung hat mit dem Versuch einer nun doch heimlich erfolgenden Distanzierung von feministisch-theologischer Wissenschaft nichts zu tun, sondern weist schlicht auf den Sachverhalt hin, daß es Problemstellungen gibt, die methodisch im Vorfeld dieses Ansatzes verbleiben. Zudem ist daran zu erinnern, daß Theologinnen nach wie vor auf die allergrößten Schwierigkeiten treffen, wenn sie im Rahmen einer Dissertation oder gar

Habilitation feministisch-theologische Arbeit weiterreiben wollen, und daß demzufolge feministisch-theologische Theoriebildung im deutschen Sprachraum erst in allerjüngster Zeit so weit fortentwickelt werden konnte, daß sich fundiert Monographien und nicht nur einzelne Aufsätze schreiben lassen.

Indem nun Silvia Schroers feministischer Ansatz negativ bewertet, ihm die Qualifikation „theologisch“ verweigert und er als ihr gesamtes Werk tragend behauptet wird, ist eine Entwertung ihrer akademisch-wissenschaftlichen Qualifikation angesprochen. Mit den genannten rhetorisch-assoziativen Pauschaldisqualifikationen dieses Ansatzes drückt sich die Erklärung vor differenzierender Kenntnisnahme sowohl derjenigen feministisch-theologischen Traditionen, die Silvia Schroer rezipiert, als auch jener, die sie respektvoll zur Kenntnis nimmt, aber für sich selbst abweist. Es wäre an der Zeit, daß mehr Amtsträger der Kirche die feministische Theologie zur Kenntnis nehmen als einen inzwischen breit ausgefächerten hermeneutischen Ansatz, der zu kritisch-selbstkritischem Dialog bereit ist, dessen Trägerinnen aber auf einer wirklichen Partner/Innenschaft des Dialogs bestehen. Nur angemerkt sei, daß feministische Theologinnen trotz des für sie immer noch bedrängenden kirchlichen und universitären Klimas auch untereinander kontroverse Diskussionen führen.

2. Die Suche der Erklärung nach einem zentrierenden Ansatz ist Konsequenz dessen, daß die Veröffentlichungen von Silvia Schroer durchweg unter dogmatisch-systematischer Perspektive, das heißt in ihren systematischen Implikationen bzw. als dogmatische Stellungnahmen wahrgenommen werden. „Geduldiges Zuhören“ ist jedoch nicht einmal erforderlich um wahrzunehmen, daß Silvia Schroer zunächst exegetisch argumentiert, das heißt in ihrem Fall, daß sie historisch-religionsgeschichtliche Linien zieht. So betrachtet ergibt sich, daß sie bei ihrer Interpretation des Stammbaumes Jesu nicht geltende katholische Mariologie bestreitet, sondern vergessene oder verdrängte Marien-Traditionen herausarbeitet, die nie ernsthaft in eine katholische Mariologie integriert wurden, obwohl auch sie zum Zeugnis der Schrift gehören, an die sich jede Mariologie zurückbinden muß. Deutlich wird aber auch, daß Silvia Schroer, wo sie gleichsam in dogmatischer Manier frauenfeindliche Strukturen der Kirche kritisiert, den Maßstab ihrer Kritik den Regeln ihres Faches gemäß zunächst einmal historisch-kritisch in Person und Werk Jesu sucht. Deutlich wird schließlich, daß ihr Insistieren auf den erotischen Konnotationen des Tauben-Symbols als Erinnerung an eine genuin biblische Weise

der Gottes-Rede verstanden werden will, die im Kontext des frühchristlichen Kampfes gegen die Gnosis zwar zurückgedrängt wurde, über deren Brauchbarkeit für eine zeitgemäße Rede von Gott heute damit jedoch noch nicht das letzte Wort gesprochen ist. Im übrigen ist solch erotische Dimension der Gott-Rede durchaus nicht singulär, sondern steht - darauf weist Silvia Schroers Stellungnahme zu Recht hin - in bester biblischer Gesellschaft; erinnert sei neben dem Hohelied etwa an die Propheten Hosea, Jeremia und Deutero-Jesaja. Die dogmatische Ausblendung dieser Dimension gerät in den Verdacht, das „erste Testament“ als die Bibel auch der Christen und Christinnen nicht mehr ernstzunehmen - bekanntlich die Position des Gnostikers Marcion. Auch der Hinweis auf das Analogieprinzip rechtfertigt hier nichts. Zwar ist mit dem IV. Laterankonzil darauf zu insistieren, daß die Inadäquatheit theologisch-menschlicher Rede prinzipiell nicht aufzuheben ist; dieses Prinzip aber befreit die Theologie nicht von der Verpflichtung, in jeder Situation neu danach zu fragen, wie denn zureichend von Gott zu reden sei. Das Problem besteht also nicht, wie Silvia Schroer selbst anmerkt, darin, daß sie auf ungewöhnliche Veranschaulichungen der Liebe Gottes in der Schrift verweist, sondern darin, daß die Dogmatik in Auseinandersetzung mit den Herausforderungen ihrer jeweiligen Zeit eine Anthropologie und Theologie zu entwickeln hat, in die solche biblischen Theologumena integriert werden können. Daß dies auch im Fall erotischer Bilder notwendig und möglich sei, hat die Tradition zumindest in einigen ihrer mystischen Stränge immer gewußt und festgehalten.

3. Werden Silvia Schroers Publikationen in ihrer eigenen Methodik wahrgenommen, so wird auch deutlich, welchen Stellenwert darin die Beschäftigung mit „Bildern“ hat. Es geht um die historische Erschließung des faktisch gelebten Glaubens bzw. der faktisch vorfindlichen Religion des biblischen Israel, die nicht allein in der Begrenzung auf seine schriftlichen Erzeugnisse faßbar ist. Diese Fragestellung ist noch keine theologische (wie denn überhaupt gefragt werden muß, welche Methoden der gegenwärtig gängigen Exegese denn als solche theologische sind), sondern zunächst eine religionsgeschichtliche, die jedoch der Exegese und - so vermittelt - der Theologie neue Fragen aufgibt. Auf die aktuelle kirchliche Praxis bezogen bedeutet sie, die vorfindliche Religion der Christen und Christinnen allererst zur Kenntnis und als Ausdruck von Not, Hoffnung und Sehnsucht ernstzunehmen, wie dies Silvia Schroer in ihrer kirchlich-praktischen Arbeit getan hat. Für die exegetische Arbeit konkretisiert sich diese religionsgeschichtliche Methode in der Wahr-

nehmung der in den Bildträgern Israels (vor allem Kleinbildkunst auf Siegeln, Amuletten etc.) sich ausdrückenden religiösen Überzeugungen, die dazu beitragen können, auch die biblischen Texte historisch adäquater zu verstehen.

Solches Interesse an den „Bildern“ leitet die Arbeit im Institut Biblique der Universität Fribourg/Schweiz, wo Silvia Schroer ihre akademisch-wissenschaftlichen Qualifikationen erworben hat. Es erweist sich zunehmend als höchst fruchtbar für die exegetische Arbeit an der hebräischen Bibel etwa bzgl. der neuen Fragen nach der vor-monotheistischen Religion Israels. Der spezifische Beitrag von Silvia Schroer - der bei den Vorgängen um die Nicht-Erteilung des Nihil obstat in keiner Weise berücksichtigt worden zu sein scheint - besteht hier u.a. darin, daß sie die in Israel nachweisbare Bildertradition aufgearbeitet und damit neue Impulse für das Verständnis des biblischen Bilderverbotes gegeben hat, daß sie verschiedene Bildtypen weiblicher Gottheiten aus dem geographischen Kontext Israels dokumentiert und interpretiert und daß sie sich um eine Konturierung der biblischen Weisheitstradition als einer eigenständigen biblischen Gott-Rede bemüht. Insgesamt gilt jedoch, daß die zum Verstehen der vor-monotheistischen Religion Israels im letzten Jahrzehnt entwickelten neuen Ansätze von der systematischen Theologie bisher noch kaum aufgegriffen und in ihren Herausforderungen durchgearbeitet worden sind.

Darüberhinaus berührt eine in der Beschäftigung mit den „Bildern“ Altisraels aufgeworfene Frage unmittelbar heutiges nicht nur theologisches Interesse: die Frage nach der Relevanz von „Bildern“ - insbesondere in der (versprachlichten) Form von Mythen - für Glaube, Theologie und Kirche, aber auch für Staat und Gesellschaft. Eine Neue Mythologie, die in alt-bekannte Aporien führt, dürfte dabei ebenso wenig möglich - und adäquat - sein wie eine vermeintlich radikale Ent-Mythologisierung, die ihre eigenen (Existenz-)Mythen nur verschleiert. Besonders die feministische Theologie insistiert darauf, die faktische Macht von Bildern, Metaphern, Symbolen, Mythen ernstzunehmen und, wo möglich, ihre kritische Funktion zu nutzen. Hier wäre auch für Theologen theologisch zu lernen.

4. Obwohl es wichtig ist, die jeweiligen theologischen Fächer in ihrer Methode und Eigenart zu unterscheiden, kann es doch nicht befriedigen, wenn Exegeten/Exegetinnen sich bei Fragen, die auch die Dogmatik berühren, auf ihre Disziplin zurückziehen. Bischof Kasper hat darauf im Fall Silvia Schroer nachdrücklich aufmerksam gemacht. Er trifft mit

dieser Kritik jedoch nicht so sehr individuelles Versagen als vielmehr ein strukturelles Problem, das erstmals im sog. Modernismusstreit zu Beginn dieses Jahrhunderts in aller Deutlichkeit sichtbar wurde. Spätestens seit damals gingen auch im katholischen Raum historische und dogmatische Methoden bzw. Fächer immer deutlicher getrennte Wege, und wer behaupten wollte, sie seien heute durch mehr vereint als das gemeinsame Dach der theologischen Fakultät und die gläubige Intention ihrer Fachvertreter/Innen, muß sich den Vorwurf gefallen lassen, den weiter

schwelenden Konflikt zwischen Dogma und Geschichte zu verharmlosen. Dieser Konflikt wird sich auf Dauer nicht durch kirchliche Berufsverbote lösen lassen, sondern erfordert das offene und geduldige Gespräch von Bischöfen mit Theologen/Theologinnen. Vielleicht könnte so das gegenseitige Verständnis für die unter verschiedenen Formen gemeinsame Not der Theologie und kirchlichen Verkündigung wachsen, vielleicht auch das Bewußtsein, daß vorgängiges Mißtrauen keiner Seite weiterhilft, und vielleicht auch die Bereitschaft, gegenseitig Fehler einzugestehen und Neuanfänge zu wagen.